

# Der Freund

Autor(en): **Schütz, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **260 (1987)**

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-654719>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HANS SCHÜTZ  
Der Freund

*Illustrationen von Thomas Carrell, Belp*

Man hatte einen anregenden Tag verlebt. Die Vereinigung der Alten Herren, einstmals stelzbeinige Stadtgymnasiasten und widerborstige Landstulpnaseweise, aber während langen Jahren des Studiums in List, Lust und Leid verbunden, durch Schweigen zusammengeschweisst, wo Reden gefährlich war, auseinandergerissen hinwiederum durch die Vielfalt der Temperamente und Interessen und nach dem Abschluss zerstoßen in alle vier Winde, hatte auf heute, nach fünfundzwanzig Jahren, zur Feier des Wiedersehens gerufen. Nur wer aus den vorgeschriebenen Geleisen ausgebrochen, wer sein Heil überm Meer gesucht, der blieb ferne. So fesselte willentliche und erzwungene Abwesenheit mehr denn die Hälfte aller.

Wer aber da war, hatte in Stadt und Landschaft seinen Weg gemacht, seine Stellung erungen. Neben dem simplen Landschulmeister mit Bienen und Geflügel sass der Rektor mit Dokortitel und Urkunden, neben dem Jünger der Musen mit den ungeordneten Haaren, den aschenfahlen Wangen von nachwachsender Grübelelei sass der Direktor der Gesellschaft Soundso, rundlich, glattgescheitelt und strahlend von Wohlhabenheit und Wohlwollen, neben dem Territorialfüsilier in verwetzter Uniform, den der Ruf des Vorstandes aus dem Aktivdienst geholt, blitzten die Streifen und Sterne des höhern Offiziers.

Alle kamen vornehmlich aus demselben Grund: Diesen und jenen zu sehen, eine Hand zu drücken, die man lange nie gefühlt, ein Auge zu grüssen, dessen Leuchten man lange vermisst. Man wollte sich wieder einmal zurückversetzen in die Tage gemeinsamer Jugendzeit, sich einspinnen lassen in die Atmosphäre munterer Geselligkeit. Erlebnisse, de-

ren Konturen die Hand der verfloßenen Jahre verwischt, neu nachzeichnen, das verblichene Mosaik der Freuden und Leiden in Wechselrede und Handbewegung neu zum Glänzen bringen.

Es mag sein, dass bei diesem und jenem unendlich ein laises Vergnügen mitschwang, sich so oder so seinen Kollegen von dazumal zu zeigen, ohne dass das eitel Prahlucht hätte sein müssen, denn man war ja wohlerzogen und klug genug, solch eine unangenehme Seite seinen Kameraden von einst zu verbergen. Man fühlte, wie empfindlich sie an einem Tag wie heute auf übertriebenes Selbstbewusstsein reagieren mussten.

So überglänzte denn ein Schimmer von stiller Freude und Wohllebigkeit die Schar der Gekommenen.

Bei Johannes von Au im vornehmen, dunkel gebeizten Musiksaal, dessen alabasterne Lichtschalen milden Schein in das trübe Grau der mittleren Wintervormittagsstunde gossen, sammelte man sich. Johannes hatte sich Frau Musika mit Herz, Hand und besonderem Gelingen verschrieben, so dass er zum Münsterorganisten der Stadt aufgerückt war. Nun bot er als Gastgeber auf seiner Hausorgel ein auserlesenes Konzert. Verhalten begann er mit Präludien und Versetten altitalienischer Meister, liess alsdann eine mächtige Phantasie in C von Bach aufrauschen und krönte das Ganze, nach kurzer Versenkung in die gegensätzliche Klangwelt gedämpfter Choralvorspiele, mit den gewaltigen Passagen und Klangterrassen der Toccata und Fuge in d-moll desselben Meisters.

Ergriffen und begeistert lauschten die Ehemaligen ihrem Studiengenossen. Manchem blitzte so nebenbei dieses und jenes Begebnis

aus den Stunden eigener früher Exerzitien in Musikauf, so die Erinnerung etwa, wie ihr gefürchteter und bewunderter Lehrmeister für Klavier und Orgel seine Schüler klassifizierte. «Meine Herren», pflegte er mit maliziösem Lächeln zu sagen, «es gibt vier Typen der musikalischen Begabung: Im ersten haben sich Intelligenz und Gabe zur Musik in hervorragendem Masse gepaart; der zweite weist neben hoch entwickelter Intelligenz und Interesse an der Sache ein ungenügendes Talent zur instrumentalen Kunstausübung auf; dem dritten ward überdurchschnittliche technische Begabung zuteil, ihm aber gebricht es an Intelligenz, und den vierten – meine Herren – kann man sich nun ohne besondere Mühe noch selbst hinzudenken...».

Dass wenigstens einer der ihnen, selbst von ihrem Lehrmeister, dem ersten Typ zugezählt werden durfte, erfüllte die andern mit besonderer Genugtuung; sogar jene, die sich damals oft ungeschicktermassen in die vierte Gruppe eingereiht fühlten.

Er war wirklich ein Kerl geworden, der Johannes von Au, das spürten Rektor und Direktor, Landschulmeister und Schriftsteller, Fusilier und Major. Damals hatten sie ihn immer für nicht ganz voll angesehen. Wohl wies er sich stets schon über besondere musikalische Talente aus, wohl war er gut beschlagen und selten um eine witzige Antwort verlegen, aber sie sahen in ihm doch eher eine Art originellen Tierchens, Gottesanbeterin, Chamäleon oder dergleichen. Ihn jenen zuzählen zu müssen, die den Marschallstab im Tornister tragen, fiel ihnen nicht ein.

So kam es denn, dass Johannes, auch schon nach Herkunft, sein Vaterhaus stand in einem entlegenen Bergtal, ein Abseitiger, vereinzelt blieb. Er besass keinen Kameraden, dem er sich ganz und unbefangen hätte anschliessen mögen. Diese innerste Einsamkeit führte ihn immer mehr in seine tiefe Leidenschaft, in die Musik hinein. Und wenn es ihn des öfters wild schmerzte, seine Gefährten zu zweit und dritt in den Abend spazieren gehen zu sehen, golden schimmernden Sommerwolken und kühnen Träumen entgegen und ihn wiederum kei-

ner zum Mitgehen aufgefordert (sich irgendwem anzukleben, vermochte er nicht), so stürzte er sich dann um so verbissener in die Zelle an sein Klavier und hämmerte Tonleitern, Akkorde und Etüden, sein empfindsames, aufgewühltes Herz in die mathematische Klarheit der technischen Übung zu pressen.

Später erschien ihm zwar diese Vereinzelung häufig wie eine Gnade, die ihn ganz auf das Entscheidende seines Wesens hingewiesen, ihn unerbittlich an sein Ziel gemahnt hatte.

So waren die Studienjahre ohne tiefere Freundschaften an ihm vorübergeglitten, und nach dem Abschied aus der Lehranstalt hatte er sich gleich, unter Verzicht auf alle übrigen Zweige, völlig dem Orgelspiel zugewendet.

So steil und hart der Weg auch war, so steil und sicher hatte er dann doch nach oben geführt, innerlich vorerst und bald, der Vollkommenheit seines Spiels gemäss, auch äusserlich zu Amt und Verantwortung.

Als nun vor einiger Zeit der Vorstand der Ehemaligen mit der Bitte an ihn herangetreten war, zur Vierteljahrhundertfeier den Aufklang zu geben, hatte er reiflich überlegt und dann ohne besondere Emotion zugesagt. Er tat es aus Höflichkeit seinen Gefährten gegenüber, er tat es auch als Dienst an der Musik selber...

Nun, da sein Spiel verklungen, er mit Händeschütteln fertig geworden (einige pressten ihm in vorlauter Herzlichkeit fast die lange, schmale, feingliedrige Rechte zu Brei) und er die Komplimente gelassen zurückgewiesen, fühlte er deutlich, wie hoch er in ihren Augen gestiegen, wie willig und offen sich ihm die Herzen zuwandten, wie leicht nun bald irgendwelcher Mund bei Gelegenheit erzählen würde: «Mein Freund Johannes, der Münsterorganist von...»

Aber das hatte er erkennen gelernt: So war im allgemeinen die menschliche Natur. Wohl freute ihn die Anerkennung. Dass er nun aber dadurch wie ein Befreiter in ihre Arme eilen, sich ihnen ganz und unverhüllt hingeben würde, daran dachte er keinen Augenblick. Ebenso fern lag ihm, dass dieser oder jener durch ein besonders gut gewähltes Wort oder eine kecke Schmeichelei für ihn nun plötzlich



zu einem Bruder in der Seele, zu einem wahren Freund geworden wäre.

Trotz alledem liess er sich gerne umringen und schritt, frei und heiter mit den Nächsten plaudernd, dem Ausgang zu, indes sich die übrigen in lockerer Ordnung anschlossen, jenes Hotel in der Stadt aufzusuchen, dessen linnen-duftende Tafel von Silber, Porzellan und Kristall schimmerte und funkelte. Dem geistigen Genusse der musikalischen Morgenfeier sollte nun ein erlesenes Mahl die lockenden, duftenden und prickelnden Reize der Sinne anfügen...

Im frühen Abend sassen in einer Nische des Parterresaales die letzten vier der Klasse zusammen. Die Spätnachmittagszüge hatten eine grosse Anzahl der Gäste schon nach allen Seiten hin entführt. Nur wer nahe der Stadt oder

innerhalb ihrer Mauern wohnte, konnte die Minuten der Geselligkeit bis zur letzten auskosten.

So blieben denn Major Rösler, Isenring, der hagere Parteifunktionär mit guten Aussichten auf einen Sitz im Stadtrat, und Direktor Pfirter mit Johannes von Au zusammen. Eine sonderbare Mischung von Typen, die sich ohne diesen Anlass wohl kaum getroffen hätten. Das Gespräch wurde nach und nach flau. Die Themen hatten sich erschöpft. Vor jedem der Herren stieg aus der Ebbe des sinkenden Festes schon sachte die Flut des morgenden Tagwerks. Jeder aber versuchte von Dingen zu sprechen, die aller Aufmerksamkeit erwecken könnten. Doch bald rissen die Fäden wieder ab. Der Rauch im Lokal wurde dichter, legte sich ihnen beklemmender um Nase und

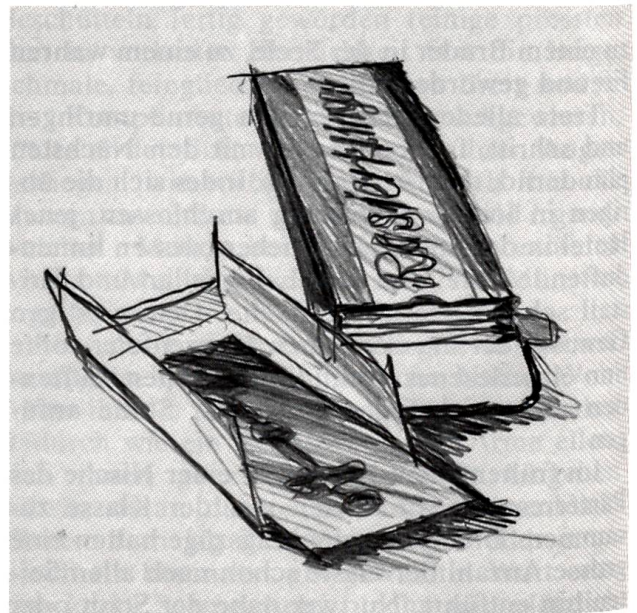
Mund. Johannes hüstelte. Der rote Wein in den Gläsern, mittags bei guter Laune und herrlichen Speisen noch funkelnd und köstlich, war schwer, herb, fast ungeniessbar geworden wie Blut. Und plötzlich fühlten alle jäh, wie fremd sie eigentlich einander gegenüberstehen. Einmal nach Jahren sich wieder zu treffen, ja, das war hübsch gewesen. Doch nicht zu lange; nein, nicht so lange, dass man sich langweilte. Diese jäh Langeweile, wie ein lastendes, graues, frösteliges Tuch über allen, nun mit belanglosem Gespräch und eifrigerem Trunk wegzuschaffen, das, empfanden alle, möchte auf die Dauer doch nicht angehen.

Auf einmal entstand am Nebentisch eine kleine Unruhe. Soldaten hatten dort um einen Liter Weisswein gegessen, als sich ein Mann herandrängte und ihnen mit beweglichen Worten Rasierklingen zum Kaufe anbot. Einer erbarmte sich des Hausierers und erwarb eine Schachtel. Das alles bemerkte Johannes von Au, der mit dem Rücken dem Verkäufer zunächst sass, deutlich, aber ohne besonderes Interesse. Da drehte sich der Mann nach ihnen um. «Guten Abend, die Herren! Entschuldigen Sie bitte einen armen, nervenkranken Menschen, der sein Leben kümmerlich fristet! Erbarmen Sie sich und nehmen Sie ihm eine Schachtel dieser ausgezeichneten Klingen ab. Sehen Sie, meine Herren! Dictator, die neue Marke,  $\frac{1}{10}$  mm dünn und haarscharf geschliffen. Einen Franken fünfzig bloss, bitte, die Herren!»

Eine Hand schob sich an Johannes' linker Schulter vorbei auf den Tisch. Eine graublaue, rissige, zitternde Hand mit langen, ungepflegten Fingernägeln, und mitten in dieser offenen Hand lag das kleine, hellblaue Paket mit den Klingen. Major Rösler, der gegenüber sass, hatte sich zuerst gefasst. «Ich rasiere elektrisch, ich brauche keine Klingen», und er drehte den Kopf schräg zu Isenring. «Ich ebenfalls», schnarrte dieser, «immerhin, sehen Sie da!» Eine Silbermünze klirrte auf den Tisch. Schon grübelte auch Direktor Pfirter in der Westentasche nach einem Geldstück. Hastig raffte die Linke des Mannes die Batzen zusammen. «Und Sie, mein Herr», wandte er

sich nochmals an Johannes, «einen Franken fünfzig die Schachtel? Bitte, kaufen Sie doch!» Der Organist rasierte wirklich elektrisch, darum hatte er ein abweisendes Wort auf der Zunge und suchte ebenfalls nach dem Geldbeutel, um ein Almosen zu geben. Da glitt sein Blick von der offenen rechten Hand des Hausierers zufällig über den ausgefranzten Ärmel seines dünnen, graukarierten Sommermantels empor zum Gesicht. Lang, fahl, unrasiert war es, mit eingefallenen Wangen und Augen, die hungrig und tief aus verschatteten Augenhöhlen niedersahen. Diese Augen –. Die Hand, nach Silber suchend, ruhte plötzlich. Diese Augen –. Johannes zögerte. Da fuhr der Mann fort, die Regung eines mitleidigen Herzens rasch ausnützend: «Sehen Sie, von der Arbeit in der Chemischen sind meine Nerven ganz ruiniert. Mit meinen vierzig Jahren muss ich mich auf dem Bettel durchs Leben schlagen. Das ist hart, erst für einen Bergler, der als Bub an frische Luft und gute Menschen gewohnt war...»

Da stand Johannes auf. Nicht bloss die Augen, nein, auch der Tonfall der Stimme, ... das musste er sein! Er sah den Klagenden scharf



an. «Du kommst von der Falleren? Du bist auf der Schwarzenmatt aufgewachsen? Jakob...»

Als hätte er ihn mit einer Geißel geschlagen, so zitterte der Angesprochene. Mit der Linken strich er zweimal hastig über die Augen, als wollte er einen lästigen Nebel wegwischen. Dann löste sich der jähe Schreck. Langsam, unsicher glomm es in seinen Augen auf. «Du kommst ... du bist ... Johannes..., Hans von Au...»

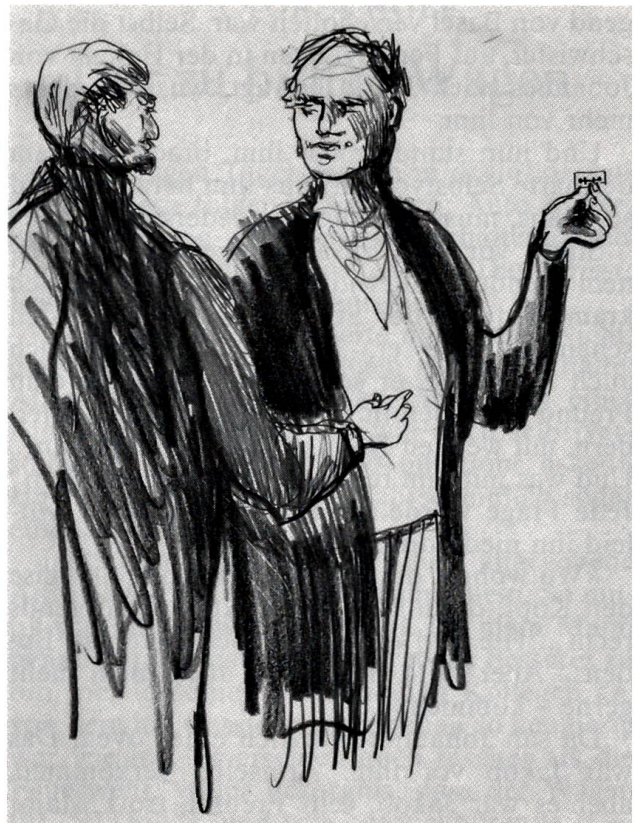
«Ja, der bin ich.» Der Hausierer fiel in sich zusammen. Tastend griff seine Hand nach der Stuhllehne, um sich zu halten. «Und so, Hans, musst du mich – wiedersehen...»

In Johannes wallten Gefühle empor, die ihm das Blut in Schläfen und Stirn trieben. Der da vor ihm, Jakob von der Schwarzenmatt, sein Gefährte während zehn langen Knabenjahren. Was spielte das Geschick für ein seltsames Launenspiel! Vor Johannes jagten sich die Bilder: Er sah jene Herbstwiese, wo sie beide, bloss durch einen Hag getrennt, die Kühe weideten. Wie ihnen dieser Haselhag Grenze war, Landesmark zwischen Deutschland und Frankreich, wie sie sich mit kleinen, gelben Kartoffeln, mit Erbsen und Holzäpfeln beschossen, er, Johannes, der «Clemangsson», der Franzose; Jakob drüben Hindenburg, der Deutsche.

Hundert Tode starben sie jeder einen Hüterbubenherbst lang, hundert Auferstehungen und Friedensschlüsse feierten sie an knatternden Feuern, worin goldene Äpfel zischten.

Oder jener andere Tag. Lenz war's. In den dutzendjährigen Knabenherzen schlug junge Liebe. Niemand sollte davon wissen als sie beide und ihre Dulcineen. Diese Liebe aber auf edle Weise zu gestehen, hold und kühn zugleich, des Gegenstandes würdig, das erregte ihren Geist aufs höchste. So schliffen sie ihre ersten, glühenden Vierzeiler auf «ROSA» und «ANNA». Oh, sie fielen ihm gleich wieder ein in ihrer unbeholfenen Gestalt, aber voll heißen Gefühls.

«Rot wie die Rose sollst du erblühen!  
Oh, mich zieht's immer zu dir hin!  
So gut und freundlich kannst du nur sein!  
Ach, wär ich ewig, auf ewig nur dein!»



Dann die Strophe für Jakobs Anna:

«Anna, meine süsse Nelke,  
Niemand ist für mich wie Du!  
Niemals, Liebste, find ich Ruh,  
Ach, bis ich verwelke!»

Liebe und Leid, Lust und Schwermut, alles, dachte sie, läge in solchen Worten, und er, Johannes, hatte zu seinem Rosavers noch eine Melodie ersonnen mit einer Begleitstimme sogar, die Jakob dazu sang. Den Mut aber, das Geständnis der Angebeteten darzubringen zu mitternächtlicher Stunde, wenn der Mond hoch stand und die Kirschenblüte vor dem Kammerfenster duftete, nein, den Mut fand keiner der Helden...

Nach Schulaustritt trennten sie sich. Johannes trat in die Lehranstalt ein. Von Jakob hatte er vernommen, dass er im Schwarzbubenland Traktorführer geworden und dann in der Ge-

gend von Basel verschollen war. Selbst die Geschwister, auf Feriengängen in der Heimat von Johannes nach Jakob befragt, wussten nichts mehr von ihm.

Und nun stand er vor ihm, brach mühsam der harte Selbstvorwurf aus ihm heraus: «Und so, Hans, musst du mich – wiedersehen...»

Stand vor ihm, zusammengesunken zu einem elenden, zitternden Menschen, der sich krampfhaft an der Stuhllehne hielt und sich schämte. Doch er, Johannes, schämte sich auch irgendwie, er schämte sich, so vor dem Freund zu stehen in saubern, gebügelten Kleidern, mit weissen Händen und glattem Kinn... Und was mit ihm reden, hier, vor den andern? Jede Frage würde ihn beschämen, jedes Mitleid ihn niederdrücken.

«Wo wohnst du, Jakob?» Er schüttelte leise den Kopf, dann kam es, stockend: «Nirgends recht... Hie und da bei der Schwester im Boden... Aber sie – sieht mich auch nicht mehr gerne – kommen.»

Da sah Johannes plötzlich einen Weg. Das war Jakob vor ihm. Armselig, verkommen, aber es war Jakob, sein Freund, trotz Major Rösler, trotz Parteifunktionär Isenring, trotz Direktor Pfirter, trotz dem Hotel Belvoir, trotz ihm selbst, dem Münsterorganisten Johannes von Au. Er wollte sich seiner nicht schämen. Er wollte ihn zu sich nehmen, diese Nacht, einige Tage wenigstens... So dachte er, als Jakobs Stimme, leidenschaftlich flüsternd, an sein Ohr drang: «Du darfst nicht solange da bei mir stehen. Schau, die andern Herren... Willst du – die Klängen?» Er holte das blaue Schächtelchen hastig unter dem Tisch hervor. Johannes suchte nach einem Geldstück, drückte es ihm in die Hand und sprach halblaut: «So gehst du nicht, Jakob! Du kommst zu mir heute abend. Du wartest jetzt vor der Türe... Ich bezahle hier gleich und hole dich draussen ab...»

Er suchte Jakobs zitternde Hand und presste sie...

Dieser hatte sich gestrafft. Eine ungeschickte Verbeugung zu den drei andern. «Entschuldigen Sie, dass ich gestört habe... Einen guten Abend den Herren und vielen

Dank!» Er wandte sich rasch ab. Der leichte, graue Sommermantel wehte ein wenig hinter dem Davoneilenden nach, als er sich zwischen den Tischen durchwand, der Türe zu.

«Kellner, bezahlen!» Johannes' Stimme vibrierte. Als er sich setzte, stiess er mit der Hand an das halbvolle Rotweinglas. Es stürzte. Major Rösler sprang auf. «Hoppla, meine Hosen! Du hast sensible Nerven, Johannes!»

«Entschuldigung, Entschuldigung, es war eine unerwartete Begegnung», murmelte der Organist.

«Wirklich, wirklich unvorhergesehen, wie es scheint», knurrte Direktor Pfirter.

Der Kellner kam. Johannes bezahlte, reichte den dreien die Hand und eilte zu Mantel und Hut.

«Nicht einmal <Glück zum neuen Jahr> hat er uns gewünscht, fünf Tage vor Silvester», rügte Isenring. «Ach, er war schon immer ein sonderbarer Kauz», fügte Major Rösler hinzu.

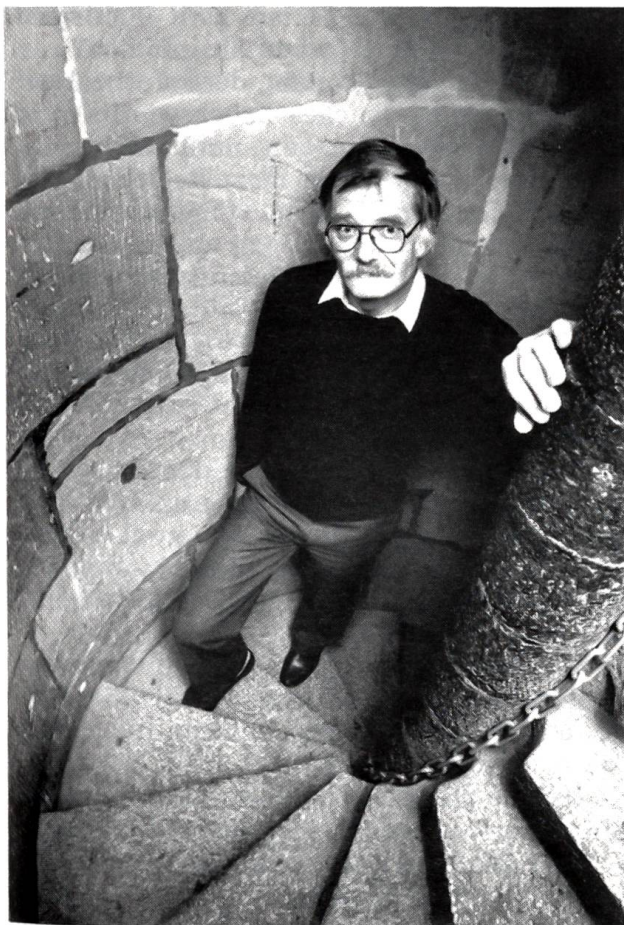
Johannes stürmte durch die Türflügel auf die Strasse. Hei, wie die Bise pfiff! Auf welcher Seite Jakob wohl harrte? Johannes lief einige Schritte nach links, spähte unter die Hüte der Begegnenden, dann wandte er sich nach rechts, suchte, forschte in den Gesichtern. Kein Jakob. Fremd und neugierig starrten sie ihn an. Der Organist wurde immer erregter. Aber Jakob würde doch warten. Er hatte ja die Hand darauf gegeben... Johannes lief auf das gegenüberliegende Trottoir. Im Dunkel sah er einen Mann an der Mauer lehnen. Unvermittelt ergriff er ihn am Mantelkragen. «Bist du's, Jakob?» Da brummte ihm die Stimme eines Taxichauffeurs rauh entgegen. «Was fällt Ihnen ein, mein Herr?» Johannes taumelte rückwärts, um eine jäh aufflammende Hoffnung ärmer, und kehrte vor das Belvoir zurück.

Doch den Mann im leichten Sommermantel, den Mann mit den Rasierklingen, den Mann mit den hungrigen, tiefliegenden Augen, seinen Freund Jakob fand er nicht mehr.

Endlich hemmte der Organist seinen Schritt. Langsamer ging er die Strasse entlang. In der Tasche drehte er mechanisch ein kleines Schächtelchen Rasierklingen zwischen den

Fingern. Wie ein böser Hund biss der Nordwind in seinen schweren Wintermantel.

Und während er stumm und achtlos zwischen Menschen und Wagen stadtabwärts wanderte, fühlte er ganz klar und schmerzlich, dass er an diesem Abend seinen ersten und einzigen Freund verloren hatte...



*Neuer Münsterturmwart*

Der 53jährige Architekt Peter Probst wurde von der Münsterkirchgemeinde zum neuen Turmwart am Berner Münster gewählt. Um seine Wohnung zu erreichen, hat er 254 Stufen zu steigen.

(Photo Hansueli Trachsel, Bern)

VICTORIA WOLF

## Der zu billige Wagen

Vor wenigen Tagen las ich in der «Los Angeles Times» folgende Annonce: Auto zu verkaufen. Wenig gefahren, gut erhalten. Preis 50 Dollar. No questions asked. Das heisst: Fragen werden nicht beantwortet.

Die Annonce interessierte mich sehr. Nicht, dass ich einen neuen Wagen gebraucht hätte. Aber welcher Schriftsteller kann solch einer Annonce widerstehen? Es war doch selbstverständlich, dass hinter «No questions asked» eine Geschichte steckte. Wahrscheinlich sogar eine kriminelle.

Ich beschloss, sofort die angegebene Adresse aufzusuchen, aber nicht allein. So mutig war ich doch wieder nicht. Da mein Mann behauptete, er habe am Tage etwas Besseres zu tun, rief ich einen befreundeten Kollegen an, von dem ich wusste, dass er genau so neugierig war wie ich. Er erschien auch rascher als die Feuerwehr, voller Besorgnis, dass der Wagen für 50 Dollar und die dazugehörige Geschichte schon weg sein könnten.

Gemeinsam fuhren wir nach Brentwood, einer eleganten Villengegend nicht weit vom Meer und Santa Monica.

9760 Brightonway war ein grosses, im Landhausstil gebautes Haus, tief in einem gepflegten Garten gelegen. Seltsam. «Hot cargo», also gestohlene Ware, wie wir uns das auf dem Weg dramatisch ausgedacht hatten, schien schlecht in diese Aufmachung zu passen. Auch nicht der englische Butler, der die Tür öffnete, und am allerwenigsten die Dame des Hauses, die uns in ihrer Bibliothek empfing.

Sie trug Trauerkleidung, aber viel echten Schmuck, hatte graublaue Haare, die zu ihren Augen eingefärbt schienen, war nicht mehr jung, aber die Bezeichnung «Mittelalter» passte auch keineswegs zu ihr. Sie hatte etwas Imponierendes, das man gemeinhin mit «gute Klasse» benannte.

Mein Begleiter verbarg nicht, dass er überrascht und beeindruckt war.